

# Generation » Stay Woke « Notwendiges Wachrütteln oder Gefahr für die liberale Demokratie?

## Resümee der Veranstaltung vom 13. Oktober 2022

Die *Generation Stay Woke* polarisiert: Für die einen ist sie eine progressive Strömung, die Diskriminierungen bekämpft, andere sehen in ihr eine reaktionäre Bewegung, die keine kontroversen Meinungen zulässt. Um über die Bedeutung der *woke*-Bewegung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu diskutieren, hatte die Stiftung Genshagen im Rahmen ihrer Reihe „Der etwas andere Dialog“ am 13. Oktober 2022 zu einer öffentlichen deutsch-französisch-polnischen Veranstaltung zum Thema **„Generation ‚Stay Woke‘: Notwendiges Wachrütteln oder Gefahr für die liberale Demokratie?“** ins Schloss Genshagen eingeladen. Ziel der Veranstaltung war es, zum einen besser zu verstehen, worin die Kontroverse der Debatte liegt, zum anderen Einblicke zu gewinnen, wie diese Debatte jeweils in den drei Ländern des Weimarer Dreiecks geführt wird.

Künstlerisch eröffnet wurde der Abend durch eine beeindruckende Spoken-Word Performance der Dichterin **Tanasgol Sabbagh** mit musikalischer Begleitung von **Eren Solak**. In ihrer Performance, die **hier** nachzuhören ist, ging sie mit großer Sensibilität und spielerischem Sprachgefühl auf Themen wie die (Selbst)Darstellung von Frauenkörpern, die Bedeutung von Sprache(n) oder Erfahrungen von Migrantenfamilien ein. Ihre Lyrik ist von zarter Schönheit und gleichzeitig kraftvoll, politisch wie poetisch,



Tanasgol Sabbagh

tiefgründig, einfühlsam. Im Anschluss an diesen emotionalen Auftakt debattierten unter der Moderation des Journalisten **Dr. Raphael Smarzoch** von Deutschlandfunk Kultur der Anthropologe **Dr. Régis Meyran**, wissenschaftlicher Koordinator der Internationalen Plattform über Rassismus und Antisemitismus an der École pratique des hautes études in Paris, die Theaterregisseurin **Dr. Weronika Szczawińska**, die u. a. an der Aleksander-Zelwerowicz-Theaterakademie in Warschau tätig ist, sowie die live zugeschaltete Literaturwissenschaftlerin, Kritikerin und Iranistin **Maryam Aras** von der Universität Bonn.



v.l.n.r.: Maryam Aras (zugeschaltet aus Bonn), Régis Meyran, Weronika Szczawińska und Raphael Smarzoch



Régis Meyran und Weronika Szczawińska

## Der Begriff *woke*

Nach einer Einführung zur Entstehung der *woke*-Bewegung, zu ihren Zielen sowie zu den Vorwürfen, die ihr gemacht werden, fand der Einstieg in die Diskussion mit einer Begriffsklärung statt. Maryam Aras erläuterte, dass sie den Begriff *woke* für sich nicht als politische Positionierung wählen, sondern eher von einem Streben nach Inklusivität, gesellschaftlicher Teilhabe oder Gleichberechtigung sprechen würde. Es sei wichtig, die Geschichte des Begriffs zu erzählen, der in seiner Entstehung positiv besetzt war, allerdings sei er bei der Übertragung in den deutschen Kontext abgewertet worden. Régis Meyran erläuterte, dass im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung, die rechtsextreme Bewegung Alt-Right in den USA und der damalige Präsident Donald Trump sich sehr schnell dieses Begriffs bemächtigt hätten. Von da an sei es zu einer Veränderung der Bedeutung des Wortes gekommen, das fortan benutzt worden sei, um „Feinde der Demokratie“ zu bezeichnen. In der Soziologie verkörpere dies eine „moralische Panik“, d. h. die Wahnvorstellung, dass die Gesellschaft bedroht sein könnte. Weronika Szczawińska erinnerte daran, dass Begriffe stets in einem gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden sollten. Auch in Polen würde *woke* nicht als Selbstbezeichnung genutzt; man spreche eher von Inklusion, da auch dort der Begriff blitzartig vom rechtskonservativen Diskurs aufgegriffen worden sei.

Régis Meyran erklärte, es sei wichtig zu verstehen, dass es in dieser Bewegung keine Einheit gebe, wie von konservativen und rechtspopulistischen Stimmen suggeriert werde. Die Zweideutigkeit des Begriffs bestünde darin, dass bei seiner Benutzung Positionen feministischer

Aktivistinnen (wobei außer Acht gelassen werde, dass es innerhalb des Feminismus keine Einheit gebe) mit antirassistischen Bewegungen (die ebenfalls keine Einheit bilden würden) und akademischen Forschungsfeldern (Gender studies, rassismuskritische Theorien, Post/Dekolonialismus) vermischt würden. In der Realität stimmten diese Gruppen zwar manchmal überein, würden zum Teil aber auch völlig gegensätzliche Positionen vertreten. Das Wort *woke* erwecke das Trugbild, dass darunter eine homogene Gruppe zu verstehen sei. Dies sei der falsche Weg, um eine komplexe Realität zu beschreiben: Es gehe vielmehr um die Entstehung neuer Identitätsfragen.

## Die Spaltung der Gesellschaft

Das Anliegen des *woken* Aktivismus ist ein gutes, nämlich die Bekämpfung von Diskriminierung. Daher stelle sich doch die Frage, warum diese Bewegung so spaltet. Maryam Aras erklärte, dabei sei das Thema Machtverteilung zentral. Es würde die Idee genährt, dass es darum gehe, Menschen etwas wegzunehmen. Die Angst vor Veränderung spiele eine große Rolle in der Ablehnung solcher progressiven Strömungen. Es gehe aber vielmehr darum, gesellschaftliche Gräben zu überwinden und mehr Inklusivität herzustellen. Dazu sei es notwendig, dass die Geschichten, Traumata und Bedürfnisse von Minderheiten in einer Mehrheitsgesellschaft Platz finden. Auch aus der Sicht von Weronika Szczawińska geht es vorrangig um Privilegien und Macht. Es bedürfe großer Anstrengungen, neue Erzählungen zu entwickeln. Das sei ein Entwicklungsprozess, der schwierig, aber auch u. a. in der Kunst und in der Sprache sehr spannend sei. In Polen

sei das Vermeiden des Genderns als Form der Machtausübung gegenüber Frauen verwendet worden. Für traditionelle Frauenberufe habe es beispielsweise schon immer eine weibliche Bezeichnung gegeben, aber für Berufe, die mit Prestige verbunden seien, sei eine männliche Form gewählt worden. Heute sei die Anpassung der Sprache immer noch eine große Herausforderung, faszinierend sei aber, wie kulturelle Einrichtungen sich dieser Frage annehmen.

Der Soziologe Meyran wies auf parallel stattfindende Entwicklungen hin: Es gebe zwar einen großen Fortschritt bezüglich diverser gesellschaftlicher Fragen, in Frankreich z. B. die Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Ehe, die Verurteilung der Gewalt gegen Frauen und der rassistischen (Polizei)Gewalt, und auch in anderen europäischen Demokratien würden die Rechte von Menschen, die Diskriminierung erfahren, durch inklusive Identitätspolitik gestärkt. Gleichzeitig würde bei all diesen Themen ein Teil der Bevölkerung bremsen und zu verstehen geben, dass es zu viel sei. Zeitgleich seien die westlichen Demokratien insgesamt extrem angespannt und mit einer Vielzahl neuer und weitreichender Probleme konfrontiert, die sie in große Nöte brächten. In diesem Zusammenhang rücke die *woke*-Frage Spannungen ins Blickfeld. Nach der Wahl von Giorgia Meloni in Italien, die sich im Wahlkampf gegen *woke*-Themen positioniert hatte, entstünde die Frage, ob die Betonung dieser Identitätsthemen nicht zu einer Entfremdung führe. Es gebe zwar insgesamt in Europa einen starken Aufschwung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen, man könne aber nicht sagen, dass *woke*-Aktivismus direkt zu diesen politischen Entwicklungen führe; die wachsende Unzufriedenheit werde eher durch politische und wirtschaftliche Bedingungen hervorgerufen. Man könne zwar feststellen, dass es auch in feministischen oder antirassistischen Bewegungen zu Entgleisungen komme, aber diese blieben in der Minderheit. In allen militanten Bewegungen gebe es bisweilen übertriebene Haltungen oder Äußerungen extremistischer Ansichten, aber das sei nichts im Vergleich zum Terrorismus rechtsextremer Aktivist\*innen, der sich nicht nur in verbaler, sondern auch in physischer Gewalt äußere. Daher entspreche die Warnung, die *woke*-Bewegung sei eine Bedrohung für die Gesellschaft, nur einer Fantasie.

## Die Frage der Perspektive, der Kulturbereich und die sozialen Medien

Bezüglich des Vorwurfs, *woke*-Aktivist\*innen würden der Mehrheit eine Sprache aufzwingen, betonte Weronika Szczawińska, dass es stets essenziell sei, zu schauen wer sich aus welcher Perspektive äußere. Die Entladung von Emotionalität im Internet stünde doch in keinem Verhältnis zur faktischen Diskriminierung, die manche Menschen im echten Leben erfahren. Natürlich müsse man aufpassen, dass emanzipatorische Diskurse nicht in Doktrinarismus verfallen, aber das sei eine viel geringere Bedrohung. Polen sei z. B. sehr stark von Religionsinstitutionen dominiert, welche die Rechte von Frauen tatsächlich massiv beeinträchtigen würden. Dagegen sei die Betonung der *woke*-Bedrohung absurd. Diesbezüglich seien auch die Entwicklungen in der Kunstszene sehr interessant, da es in Kunstinstitutionen hitzige Debatten um sexuelle Belästigung gebe und große Widerstände gegen die Dekonstruktion des modernistischen Mythos des unantastbaren Künstlers, der alles dürfe – u. a. auch seine Mitarbeiter\*innen belästigen. Angeprangert werde aber die vermeintliche Gefahr für die Freiheit der Kunst, die von *woken* Forderungen ausginge.

Die Umschreibung von (Kinder)Literatur sei ein eigenständiges Thema, das in vielen europäischen Ländern immer wieder kontrovers debattiert werde, zuletzt in Deutschland mit den Winnetou-Büchern, in Frankreich mit der Titelländerung eines Romans von Agatha Christie oder in Belgien bei „Tim im Kongo“. Auch Weronika Szczawińska berichtete, dass sie an einem Theaterstück mitgewirkt habe, das große Emotionen hervorgerufen hatte, da es auf die Dekonstruktion eines Kolonial-Romans zielte, das zum polnischen Literaturkanon gehört. Für Maryam Aras ist auch hier die Frage der Perspektive zentral. Noch immer ginge man bei dieser Debatte von der Perspektive einer weißen Mehrheitsgesellschaft aus, die befürchten würde, ihr würden Kindheitserinnerungen weggenommen. Es sei aber an der Zeit, marginalisierte Perspektiven zu hören. Soziale Medien könnten dabei ein Instrument der Verstärkung marginalisierter Stimmen sein. Online gebe es aber auch starke Abwehrreaktionen, wie man in der Debatte um die rechten Verlage bei der Frankfurter Buchmesse erleben konnte. Die Dominanzgesellschaft höre nicht gerne, dass ihre Perspektive infrage gestellt wird.



Der Moderator Raphael Smarzoch

Régis Meyran erläuterte, soziale Netzwerke seien ein Umbruch für Demokratien, den sie noch nicht gut im Griff hätten: sie eröffneten zwar auch für positive Bewegungen ein außerordentliches Potenzial, würden aber auch zu gewalttätigen Auswüchsen führen. Soziologische Studien würden zeigen, dass die hasserfülltesten und radikalsten Bewegungen im Internet am sichtbarsten seien. Nicht zuletzt im Kontext der dschihadistischen Anschläge, die die Bevölkerung traumatisiert haben, käme es beispielsweise in Frankreich in den sozialen Netzwerken zu einer verstärkten islamophoben Stimmung.

### Die Debatte im europäischen Kontext und die Hierarchisierung von Rassismuserfahrungen

Maryam Aras betonte, dass in aktivistischen Gruppen Begriffe aus dem amerikanischen Kontext dankbar aufgenommen würden. Sie würden helfen, eine Realität zu beschreiben, die BIPOC<sup>1</sup>, nicht-binäre Menschen und andere auch hier erlebten und für die es in Deutschland kein ausreichendes Vokabular gebe. Gleichzeitig sei dies aber auch ein Problem, weil diese Begriffe aus Diskursen und gesellschaftlichen Entwicklungen hervorgegangen seien, die hier noch nicht durchgemacht worden seien. Die Übertragbarkeit und Übersetzbarkeit bliebe eine Frage, denn die gesellschaftliche Situation sei hier eine andere: So würden z. B. in Deutschland weiß gelesene Menschen, die Rassismus erfahren, von einem Begriff wie BIPOC nicht erfasst. Es bedürfe weiterer Anstrengungen, ein eigenes Vokabular zu entwickeln, das die Wirklichkeit marginalisierter Menschen hierzulande besser widerspiegelt.

In diesem Kontext ging Weronika Szczawińska auf das Thema des antislawischen Rassismus ein und brachte das Konzept des „peripheren Weißseins“ in die Diskussion ein. Betrachte man das Konstrukt der Rasse im kolonialen Kontext der Eroberung und Unterwerfung anderer Länder, seien Slawen ebenfalls Opfer verschiedener kolonialer Bewegungen gewesen und gehörten somit nicht zur europäischen weißen Mehrheitsgesellschaft. Allerdings sei es wichtig, dass die Diskussion über die Diskriminierungen, die Osteuropäer\*innen auch heute erfahren, die Debatte über die Diskriminierung von PoC nicht untergrabe. Hier werde eine Nuancierung gebraucht. Die Gefahr sei, dass weiße, diskriminierte Personen ihre Positionen mit der von schwarzen Personen gleichsetzten, was so nicht stimme: In ihrem eigenen Land gehörten sie ja zur weißen Mehrheit. Es fänden also verschiedene Phänomene zeitgleich statt. Das Thema Peripherie und antislawische Ressentiments zeige, dass wir die Ost-West-Unterschiede nie begraben hätten; dennoch dürfe die Realität von Schwarzen, Roma oder Asiat\*innen in Polen nicht relativiert werden. Grundsätzlich neige man in Polen schnell dazu, sich nur aus der Opferperspektive zu betrachten. Auch in Deutschland hätten Autor\*innen, die antislawischen Rassismus erlebten, darauf hingewiesen, dass sie in der Rassismus-Debatte überhaupt nicht stattfinden würden, da sie mit dem Begriff PoC nicht gemeint seien. Doch alle Diskriminierungserfahrungen verdienten Gehör, so Maryam Aras, und die Anerkennung aller Rassismuserfahrungen sei wichtig. In der Tat mache eine Hierarchisierung von Rassismuserfahrungen an sich wenig Sinn. Die Erziehungs- und Genderwissenschaftlerin

<sup>1</sup> PoC (Person/People of Color), BIPOC (Black, Indigenous, and People of Color): positiv besetzte, politische Selbstbezeichnungen rassistisch diskriminierter Personen.

Maisha Auma hätte in diesem Kontext den Begriff „rassismuserfahrene Menschen“ geprägt. Zu wünschen wäre, dass zwischen den Minderheitengruppen eine solidarische, empathische Haltung bestehe.

Für Régis Meyran werfe die Frage der Diskriminierung, die in den Demokratien immer feiner ausdifferenziert würde, zahlreiche konkrete Probleme auf, da dieselben Personen in verschiedenen Kontexten diskriminieren oder diskriminiert werden könnten; viele Menschen erlebten auch mehrfache Diskriminierung, woraus das Konzept der Intersektionalität von Kimberlé Crenshaw entstanden sei. Er wies auf Untersuchungen hin, die zeigten, dass bestimmte Menschen als weniger weiß angesehen werden als andere. Jüdinnen und Juden würden beispielsweise in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich wahrgenommen. Während sie mancherorts als Teil der weißen Gesellschaft angesehen und daher bei rassistischen Diskriminierungen nicht berücksichtigt würden, sei der Nationalsozialismus allein das beste Beispiel für ihre rassistische Ausgrenzung gewesen. Es handle sich also um sehr dehnbare Konzepte. Wichtig dabei sei wahrzunehmen, dass weiße Menschen, die Rassismus erführen, ihm zumeist nicht deswegen ausgesetzt seien, weil sie weiß seien, sondern aus anderen Gründen (Antisemitismus, Antislawismus usw.). Sicher sei die Internationalisierung dieser Fragen von großer Bedeutung, aber man müsse stets auch die nationalen Realitäten berücksichtigen, da jede nationale Geschichte eigene Traumata hervorgebracht habe.

In diesem Kontext führte der Soziologe Meyran sein Konzept der „offenen“ vs. „geschlossenen“ Identität ein, das es möglich mache, zwischen einer toleranten, inklusiven Form und einer ausgrenzenden Form der Identität zu unterscheiden. Es gebe radikale aktivistische Gruppen, die, um ihre Identität zu verteidigen, in die Falle der Essentialisierung tappen



Die Diskussion wird beim Empfang fortgeführt.

würden. Sie definierten sich über eine „reine“ Form ihrer Identität, die gegenüber anderen Gruppen hermetisch verschlossen sei und würden in Abgrenzung dazu feindliche Identitätsgruppen benennen. In Frankreich könne man dieses Phänomen u. a. an den „Indigènes de la République“<sup>2</sup> sehen, die zwar richtigerweise den von ihnen erfahrenen Rassismus anprangerten, aber schnell in Formen der Homophobie und des Antisemitismus abrutschten. Dies betreffe jedoch nur eine Minderheit; reaktionäre Kräfte in der Gesellschaft ließen aber den Eindruck entstehen, wir befänden uns mitten in einem Identitätskrieg und alle *woke*-Menschen würden eine geschlossene Identität befürworten.

Zum Abschluss der Diskussion stimmten die Panelist\*innen miteinander darüber ein, dass der Begriff *woke* instrumentalisiert worden und somit für die Diskussion verloren sei. Er gebe allerdings Anlass zu spannenden Debatten – als Zeichen einer Gesellschaft im Wandel, in der eine größere Vielfalt an Meinungen zum Ausdruck komme.

<sup>2</sup> „Indigene der Republik“ ist eine Bewegung, die die koloniale Vergangenheit Frankreichs anprangert und gegen die Diskriminierung der Nachkommen der kolonialisierten Bevölkerung ankämpft.

Fotos: © Stiftung Genshagen | René Arnold  
Eine Publikation der Stiftung Genshagen, November 2022

#### Kontakt:


Noémie Kaufman  
+49 3378 8059 35  
kaufman@stiftung-genshagen.de

🐦 @SGenshagen  
📘 @StiftungGenshagen  
📷 @stiftunggenshagen  
📺 youtube

#### Gefördert von:

 Bundeszentrale für  
politische Bildung

#### Unsere Stifter:

 Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

 LAND  
BRANDENBURG